

(Nachdruck verboten.)

15)

Creffig.

Roman von Bret Harle.

Onkel Ben betrachtete seinen Beruf mit stolzer Genugthuung, als der ungeduldig gewordene Lehrer nach der Uhr sah. Onkel Ben schaute auf.

„Ich hatt' Ihnen sagen sollen, daß Rup heut nicht kommt.“

„So — warum nicht?“

„Weil ich ihm sag', er sollt' nicht. Ich wollt' mit Ihnen allein reden, Herr Ford, wenn's Ihnen recht ist.“

Herr Ford schien nicht sehr erbaut davon. „Schön,“ sagte er, „nur vergessen Sie nicht, daß ich heute nachmittag noch etwas vorhabe.“

„Das hat ja aber Zeit bis Sonnenuntergang,“ meinte Onkel Ben gelassen. „So lange werd' ich Sie nicht aufhalten.“

Herr Ford warf errötend einen schnellen Blick auf Onkel Ben. „Was wissen Sie, was ich vorhabe?“ fragte er scharf.

„Nichts, Herr Ford, entgegnete Onkel Ben einfach, „aber weil ich mich herumgetrieben hab' und hab' seit vier bis fünf Tagen hier und im Hotel um die Zeit auf Sie gefauert und hab' Sie nie getroffen, da dacht' ich mir, Sie hätten was Bestimmtes vor.“

Nichts in seiner Miene verriet, daß seine Rede einen versteckten Sinn habe, nur seine gewöhnliche Einfalt sprach daraus und vielleicht eine gewisse Verlegenheit wegen dessen, was er zu sagen vorhatte. „Ich dachte schon, an Sie zu schreiben,“ fuhr er fort, „und mich dabei gleich 'n bißchen zu üben. Grad heraus, Herr Ford, ich hab' 'n hier. Aber weil er nicht ganz genau alles sagt und 'n ganzer Haufen am End' ausgelassen ist, möcht' ich 'n Ihnen vorlesen — da kann ich dann das Nötige zusehen und Ihnen alles erklären. Was meinen Sie?“

Der Lehrer nickte; Onkel Ben holte aus seiner Bant eine ungefachte Brieftasche hervor, welche aus den Deckeln eines alten Atlas hergestellt worden war, und entnahm derselben ein Stück Löschpapier, welches infolge übermäßiger Benützung die Farbe und Konsistenz des Schiefers angenommen hatte, sowie ein paar Blätter Schreibpapier, die bei flüchtigem Hinsehen mit Notizen beschrieben schienen. Mit einem Gemisch von Stolz und Zweifel betrachtete er dieselben, verfolgte jede Zeile mit dem bis zum zweiten Gliede von Tinte geschwärzten Zeigefinger und las laut und langsam:

„Herrn Ford, Lehrer.

„Geehrter Herr! Ihren Brief vom 12. d. M. habe ich erhalten und von dem Inhalt Kenntnis genommen. — Ich habe,“ erklärte Onkel Ben in Parenthese, „zwar keinen Brief von Ihnen bekommen, aber ich dacht', ich könnt' den Anfang so machen, wie's im Buch steht, zur Übung. Das übrige ist von mir. — Was das betrifft, daß ich Geld habe,“ fuhr Onkel Ben fort und wies beim Lesen auf jedes Wort hin, „und daß ich Grubenaktien und Land kaufen kann —“

„Einen Augenblick,“ warf Herr Ford ein, „ich dachte, Sie wollten von der Vorschrift im Buche abgehen. Kommen Sie nun zur Sache.“

„Aber da bin ich schon — das ist alles wahr. Passen Sie auf und Sie werden sehen,“ entgegnete Onkel Ben. Mit triumphierender Miene fuhr er fort:

„Weil die Leute alle glauben, daß ich nicht 'n roten Keller hab', möcht' ich Ihnen, Herr Ford, ein Geheimnis anvertrauen. So war es. Wie ich zuerst nach Indianerdrum kam, ließ ich mich in dem alten Palmetto-Claim neben 'nem Hausen alter Abgänge nieder. Weil ich wohl wußte, daß das gegen den Gebrauch ist und 'ne Arbeit für Chinesen, ließ ich keinen merken, was ich that — daß ich nämlich den Quarz nochmal durcharbeiten that, wo ich dacht', daß noch was zu finden wär'. Dabei fand ich dann Erz, das die Palmettos gewiß übersehen haben. Ich hab' immer in den Feierstunden gearbeitet, vor Sonnenaufgang und manchmal nach Sonnenuntergang, und bin dabei den Tag über immer in der Grub' gewesen, damit die andern nichts merken. So hab' ich in

zwei Jahren ein anständiges Kapital von fünfzigtausend Dollars und mehr zusammengebracht. Aber der ungläubige Leser wird fragen, wie es gekommen ist, daß keiner in Indianerdrum was davon gemerkt hat, und wie ich mein Geld losgeworden bin. Herr Ford, die Antwort ist, daß ich zweimal im Monat nach La Port geritten bin und es mit dem Expresszug an 'ne Bank in Sacramento geschickt hab', dabei hab' ich den Namen d'Aubigny angegeben, und niemand hat geglaubt, daß ich das bin. Die Grubenaktien und das Land sind auf denselben Namen gekauft und so ist das Geheimnis nicht rausgekommen — halt 'mal,“ unterbrach er sich, eben als der Lehrer voll Zweifel und Ungeduld einen Einwurf machen wollte, „es ist noch nicht zu End.“ Dann fuhr er mit bebender und fast feierlicher Stimme fort:

„So sehen wir, daß or'ntliche Arbeit belohnt wird trotz Gesetz und Vorschriften und Vorurteilen gegen fremde Arbeiter, und daß ein Mensch kann ohne Ansehen sein und doch erlangen, was nicht vergänglich ist.“

„In der Hoffnung auf Ihre fernere Gunst bleib' ich Ihr ergebenster

Venj d'Aubigny.“

Die Genugthuung, welche Onkel Ben bei diesem Schluß seines Vortrags durchblicken ließ — eine Genugthuung übrigens, welche in der That der ganzen Enthüllung zukam — befestigte den unwillig gewordenen Lehrer nur noch in seinen Zweifeln.

„Hören Sie 'mal,“ sagte er und nahm ungestüm das Papier aus Onkel Bens widerstrebender Hand, „wie viel davon ist eigentlich von Ihnen und Rup zusammengefasst — und was ist wahr daran? Meinen Sie wirklich —“

„Erlauben Sie 'mal, Herr Ford!“ unterbrach ihn Onkel Ben und suchte auf einmal in der Tasche seines roten Hemdes herum, „ich dacht's mir gleich, daß Sie nicht recht glauben würden, schon wie wir neulich davon sprachen — und da hab' ich Ihnen den Beweis mitgebracht.“ Langsam zog er einen langen Briefumschlag aus der Tasche, öffnete ihn und entnahm denselben zwei bis drei zerknitterte Certifikate über Aktien, welche er dem Lehrer einhändigte.

„Da sind hundert Aktien, auf Venj d'Aubigny ausgeschrieben. Ich hatt' Ihnen auch den Besitztitel vom Land bringen können, aber es ist so schwer zu lesen, weil's geschrieben ist, und darum hab' ich's zu Haus gelassen; da kann ich denn, wenn ich Zeit hab', 'n bißchen üben. Aber wenn Sie mitkommen wollen, werd' ich's Ihnen zeigen.“

Noch mochte Herr Ford an die Mitteilungen Onkel Bens nicht recht glauben. Wohl lauteten die Certifikate auf einen gewissen d'Aubigny, allein er hatte Onkel Bens Behauptung, daß er das sei, in Wirklichkeit noch nicht als richtig zugegeben, und nun sollte der Name eine noch viel unwahrscheinlichere Geschichte bekräftigen. Er betrachtete Onkel Bens einfältiges Gesicht, welches unter seinem Blick eine tiefere Färbung annahm — vielleicht aus Schuttbewußtsein.

„Haben Sie sonst jemand zu Ihrem Vertrauten gemacht? Rup zum Beispiel?“ fragte er.

„Natürlich nein,“ entgegnete Onkel Ben mit der Miene gekränkten Stolzes. „Nur Sie, Herr Ford, und den jungen Menschen von der Bank, Stacey — der mußt' es ja wissen. Eigentlich wollt' ich Sie bitten, daß Sie mir beistehen, wenn ich mit ihm wegen des Grenzstücks reden muß.“

Herrn Fords Zweifel begannen zu schwanken. Jrgend ein gemeinsamer Scherz zwischen dem Agenten der Bank und einem Manne wie Onkel Ben konnte gar nicht in Frage kommen, und wenn die Geschichte seine eigene Erfindung war, hätte er wohl kaum gewagt, sich einer so unzweideutigen Widerlegung auszusuchen, wie sie dem Agenten möglich war.

Er reichte Onkel Ben die Hand. „Ich gratuliere,“ sagte er herzlich, „und seien Sie nicht böse, aber Ihre Geschichte klingt wirklich so wunderbar, daß ich nicht gleich dran glauben konnte. Nun möchte ich aber noch etwas fragen. Haben Sie irgend einen Grund dafür, daß Sie das geheim gehalten haben, abgesehen davon, daß Sie die Verletzung einiger engherzigen und unsinnigen Gebräuche nicht bekannt werden lassen wollten — die schließlich nur Gefühlsache sind — und die Ihr Erfolg als durchaus unpraktisch erwiesen hat?“

„Ich hatt' noch 'nen andern Grund, Herr Ford,“ sagte Onkel Ben und wischte sich mit dem Handrücken ein ver-

Regenes Lächeln vom Gesicht. „und gerade deswegen wollt' ich Sie eigentlich um Rat fragen. Ich wollt' nicht gern Mc Kinstry und, fügte er hastig hinzu, „natürlich auch Harrison wissen lassen, daß ich ihr Grenzland gekauft hätt.“

„Ich verstehe,“ nickte der Lehrer. „Ich kann mir's denken, daß Sie es nicht mochten.“

„Warum?“ fragte Onkel Ben schnell.

„Nun — ich denke, Sie wollten eben nicht mit zwei heißblütigen Männern in Streit geraten.“

Onkel Bens Miene änderte sich. Wiederum erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht, das er mit einer ungeschickten Handbewegung wegzuwischen suchte.

„Das heißt, e i n e m heißblütigen Mann, Herr Ford.“

„Gut, also einem“ versetzte der Lehrer launig. „Aber es fragt sich nur, warum überhaupt einem? Wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie das Land wohl eigentlich gekauft haben? Sie wissen, daß es für jeden andern außer Mc Kinstry und Harrison wenig Wert hat.“

„Vielleicht,“ sagte Onkel Ben langsam und wischte eifrig mit dem Ärmel auf seinem tintenleckigen Tisch herum, „vielleicht war mir's langweilig, daß sich Mc Kinstry und Harrison wegen der Grenz' immer in den Haaren liegen. Vielleicht meint' ich, daß das keinem Mut machen könnt', sich hier anzubauen. Vielleicht dacht' ich, wenn ich den Besitztitel in der Hand hätt', könnt' ich die Geschichte auf meine Art zum Ende bringen, nicht?“

„Das ist allerdings eine löbliche Absicht,“ bemerkte Herr Ford und betrachtete Onkel Ben neugierig, „und was den einen heißblütigen Mann betrifft, von dem Sie eben sprachen, so werden Sie wohl schon darüber mit sich einig sein, wen Sie bevorzugen wollen. Goffentlich wird Ihr Gemeinfinn von Indianerbrunn anerkannt werden — wenn nicht von jenen beiden Männern.“

„Das sagen Sie so,“ meinte sein Gefährte mit einem Ausdruck zurückgehaltener Hoffnung. „Aber Sie werden doch jetzt noch nicht gehen,“ fügte er hinzu, als der Lehrer abermals nach der Uhr sah. „Es ist erst halb fünf. Es ist ja nicht mehr viel zu sagen,“ fügte er treuherzig hinzu, „aber ich dacht', Sie möchten sich für meine kleine Geschichte mehr interessieren, wie es nun scheint, und würden allerlei fragen und wissen wollen, was ich nun anfangen werd' — und so 'was. Aber 's kommt Ihnen wohl nicht so wunderbar vor. Wenn ich eigentlich dran denk', meinte er mit einem gewissen Mettmut, „bin ich der Sache schon überdrüssig.“

„Mein lieber alter Junge,“ entgegnete Ford und ergriff beide Hände des andern mit einem Gefühl der Scham über seine selbstsüchtigen Gedanken, „ich freue mich sehr über Ihr Glück. Mehr als das, ich kann ehrlich gestehen, alter Freund, daß es kaum in würdigere Hände hätte fallen können oder an einen, dessen Glück mir mehr Freude gemacht hätte. Na, und wenn ich's nicht gleich habe glauben wollen, so geschah das, weil es so wunderbar war, so wie in dem Märchen von der belohnten Tugend — wie wenn Sie so eine Art von männlichem Aschenbrödel wären — alter Junge!“ Er wollte durchaus nicht lügen — er glaubte auch nicht, daß er es that; er hatte nur vergessen, daß sein Unglauben von vornhin daraus entsprungen war, daß er sich die Geschichte mit Onkel Bens bekannter Einfalt nicht hatte zusammenreimen können.

In dem vollen Gefühl seiner Aufrichtigkeit warf er sich der Länge nach auf eine Bank und lud mit einer Handbewegung Onkel Ben ein, das Gleiche zu thun. „Vorwärts,“ rief er fröhlich, „schießen Sie los mit Ihren Plänen. Vor allen Dingen, wer soll daran teilnehmen? Natürlich zuerst die Alten zu Hause; dann haben Sie Brüder — und vielleicht Schwestern!“ Er hielt inne und betrachtete lächelnd Onkel Ben, der Bedanke, daß es weibliche Wesen von der Art geben könnte, machte ihm Vergnügen.

Onkel Ben, der bisher eine ernste Zurückhaltung beobachtet hatte — teils aus Achtung und teils aus Vorsicht — wegen seiner langen Beine, setzte sich rittlings auf eine Bank, stützte sich auf die Ellenbogen und legte das Kinn in die Hände.

„Wegen der Alten, Herr Ford, da bin ich so 'was wie 'ne Waise.“

„So 'was wie 'ne Waise?“ echote Ford.

„Ja,“ entgegnete Onkel Ben und legte das Kinn fest auf die Hand, so daß bei jeder Bewegung des Mundes die Bank eine Erschütterung erfuhr. „Ja, wenigstens von wegen des Alten — der ist tot; er starb drüben in Missouri. Aber meine Mutter, das ist so 'ne Sach', — das ist ungewiß. Sehen Sie, Herr Ford, sie ging mit 'nem Stadtmenschen

durch — noch wie der Vater lebte, und deshalb bin ich auch nicht länger in die Schule gegangen. Und weil sie nun hier und da und dort nicht zu finden ist — mein Alter hätt' sich ja von ihr scheiden lassen können, wie Herr Tompkins sagt, und das war 'n Advokat — so bin ich eigentlich 'ne ganze Waise. Also — die Alten sind nicht zu rechnen. Und da: mein Bruder, der ist im Nord-Platt ertrunken, und Schwestern hab' ich nie gehabt. Also bleibt von Familie nichts übrig — was?“

„Nein“, meinte der Lehrer nachdenklich, „wenn Sie nicht daran denken, eine eigne zu gründen. Jetzt, da Sie reich sind, könnten Sie ja heiraten.“

Onkel Ben änderte ein wenig seine Stellung und begann mit Daumen und Zeigefinger die Brotkrumen aufzuslesen, welche die Kinder auf der Bank hatten liegen lassen. Diesem Geschäft mit Eifer obliegend und ohne den Blick zu erheben, entgegnete er langsam:

„Ja, sehen Sie, eigentlich bin ich schon verheiratet.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die erste Durchquerung Südamerikas.

Gold war die Lösung der spanischen Conquistadores bei ihren Entdeckungsfreisen und Eroberungszügen:

„Gold war jetzt das erste Wort,
Was der Spanier sprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte,
Erst nachher frug er nach Wasser.“

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.“

So reich aber auch die Kuschte im Aztekenreich und nun gar im Lande der Inkas war, sie hatte doch nicht den unerfättlichen Goldhunger der spanischen Abenteuerer gestillt. War doch noch nicht gefunden jenes gelobte Land El Dorado, wo goldene Kiesel, so groß wie Laubeneier, in Regen aus den Flüssen geholt werden sollten, wo der Sand angeblich von Edelsteinen nur so glitzerte. Daß dieses begehrenswerte Märchenland irgendwo in Amerika tatsächlich existiere, wurde von der durch die Fülle des Neuen und Wunderbaren überbügten Einbildungskraft der spanischen Eroberer nicht bezweifelt; immer wieder trieb die lodende Aussicht auf die fabelhaften Schätze von Eldorado zu abenteuerlichen Expeditionen in noch unbekannte Gegenden an.

Auch die erste Durchquerung Südamerikas verdankt in erster Linie dieser Fata Morgana ihre Durchführung; das ursprüngliche Ziel der Entdeckungsfreise, die sich schließlich bis an die fernen Gestirne des Atlantischen Ozeans ausdehnte, war ein andres, enger begrenztes gewesen. Im Jahre 1539 gab der Eroberer von Peru, Franz Pizarro, seinem jüngeren Bruder Gonzalo zugleich mit der Statthaltertschaft der nördlichen Provinz Quito, deren gleichnamige Hauptstadt heute zur Republik Ecuador gehört, den Auftrag, das unbekannt Land im Osten zu erforschen, wo es dem Gerücht zufolge Spezereien die Fülle und Fülle, vor allem Zimmet, geben sollte. Demgemäß brach Gonzalo Pizarro am Weihnachtstage 1539 von Quito auf, begleitet von 350 Spaniern und 4000 Eingeborenen, die hauptsächlich zum Tragen der massenhaft mitgenommenen Lebensmittel dienen sollten; außerdem gehörten zu der Expedition 5000 Schweine und beinahe 1000 Hunde, zum großen Teile Bluthunde, wie die erbarmungslosen Spanier sie zum Degen der unglücklichen Indianer gebrauchten.

Anfangs ging alles gut. Erst als die gewaltige Bergkette der Anden, die in diesen Breiten zwei ihrer gewaltigsten Haupter, den Chimborasso und den Cotopaxi, zum Himmel emporreden, von der schwerfälligen Karawane überstiegen werden mußte, begannen die Schwierigkeiten, die Mühsale und Gefahren. Indies wurde das gewaltige, natürliche Hindernis schließlich, wenn auch nicht ohne Verluste an Menschenleben, gezwungen. Auf die bittere Kälte in den Schneeregionen der Nordflanken, die unter den eingeborenen Trägern zahlreiche Opfer gefordert hatte, folgte die erskandende Hitze der sich östlich von dem Gebirgswall ins Endlose ziehenden Ebenen. Dieses Klima, verschlimmert durch die ungesunde Nässe der fast ununterbrochen stündlutartige Wassermassen vom Himmel herniederbringenden Regenzeit, räumte unter den Spaniern tüchtig auf während ihres Monate in Anspruch nehmenden mühsamen und auch bereits entbehrungsreichen Marsches dem ungewissen Ziele entgegen. Aber endlich wurde dies, im Frühjahr 1540, erreicht, indem die Reisenden in das Land Canelas gelangten, das die Spanier also nannten wegen des daselbst in ungeheuren Mengen an den Bäumen als Rinde sich findenden Canelas oder Zimmetes.

Gonzalo Pizarro aber dachte nicht an die Rückkehr, obwohl mit der Entdeckung des „Zimmetlandes“ die seiner Expedition von An-

fang alt gestellte Aufgabe gelöst war; denn schon war vor seiner Phantase ein neues Ziel aufgetaucht und zwar kein geringeres, als El Dorado. Aus den Erzählungen von Eingeborenen, mit denen sie bereits öfters zusammengetroffen waren und auch schon manchen Strauß hatten ausfechten müssen, war den Spaniern der Glaube erwachsen, daß in einer Entfernung von nur zehn Tagesreisen vom Zimmelland ein bevölkertes, fruchtbares und vor allem an Gold unermeßlich reiches Land sich befände. Dabin lenkten sie nun ihre Schritte, lässiger Hoffnungen voll. Aber Monate langsamem Vordringen durch die unwegsamen Urwälder, in denen nur die Art einen Pfad zu bahnen vermochte, ließen ihnen die ersehnten Gefilde von El Dorado noch nicht vor Augen kommen. Ihre Lage war inzwischen kläglich geworden. Die mitgenommenen Vorräte waren verbraucht, die Schweine teils unterwegs verloren gegangen, teils verzehrt, die Hunde zu ihrer Nahrung geworden, um in kurzem durch gelegentliche Beute und durch die Wurzeln und Kräuter der Wildnis ersetzt werden zu müssen; die Kleider hingen ihnen bald in Fetzen vom Leib herunter. Sie befanden sich bereits im äußersten Elend, als sie einen der großen Nebenflüsse des Amazonasstromes, den Napo, erreichten. Dessen Lauf entlang aber zogen sie unbeirrt weiter, gehalten durch die Vision des Goldlandes, dessen unmittelbare Nähe lägenhafte Berichte von Eingeborenen ihnen immer wieder vorgaukelten. Als sie aber im Lande Guena angelangt waren und, nun bereits über drei Vierteljahre unterwegs, nach Verlust ihrer Pferde und auch einer stattlichen Anzahl von Mannschaften, einen großen Teil der Ueberlebenden durch die Strapazen und Entbehrungen in die Unmöglichkeit versetzt fanden, zu Fuß länger gleichen Schritt mit den übrigen zu halten, machten die Abenteurer notgedrungen Halt, um ein Fahrzeug zu bauen, auf dem das Gepäck sowie die Kranken und Schwachen stromabwärts geschafft werden konnten.

Nach zweimonatlicher Arbeit, bei der ihnen die Wälder des Bauholz, die Hufeisen ihrer verrudelten Pferde die Nägel, Bäume das an Stelle von Foch verwandte Harz und ihre eignen Kleider Berg geliefert hatten, brachten sie eine Brigantine zu stande, die groß genug war, um eine beträchtliche Anzahl von Spaniern aufzunehmen. Die Führung des Schiffes erhielt Pizarros Unterbefehlshaber Francisco de Orellana. Nebst einer Besatzung von 50 Mann wurde Orellana nun, gegen Weibwachten 1540, zu Schiff vorangeandt, um Lebensmittel zu beschaffen und den weiteren Lauf des Napo zu erkunden, der sich nach den Berichten von Wilden in einer Entfernung von wenigen Tagemärschen mit einem größeren Strome vereinigte; da sollte sich denn auch angeblich das gesuchte Land des Goldes befinden. Die Zurückgebliebenen unter Gonzalo Pizarro sahen ihr Schiff und Orellana nie wieder. Nachdem sie Monate lang vergeblich auf die Rückkehr der Brigantine gekauert hatten, trieb sie schließlich die Not dahin, zu Fuß der Stelle zuzustreben, wo der Napo in den Amazonas fließt. Als sie in zwei Monaten unter schrecklichen Leiden dahin gelangt waren, fanden sie zwar nicht Orellana, wohl aber Leinen von seinen Schiffsgenossen, de Vargas, aus dessen Bericht sie mit Verzweiflung entnahmen, daß Orellana sie treulos im Stich gelassen habe, und ihnen nichts übrig bleibe, als die Rückkehr nach Quito zu versuchen. Dort langte denn auch im Juni 1542 Gonzalo Pizarro mit den Ueberlebenden wieder an: von 200 Spaniern waren nur 80 den Mühsalen und dem Hunger nicht erlegen.

Was war aus Orellana geworden? Er hatte, vermöge der reißenden Strömung des Napo, in nur drei Tagen die majestätischen Fluten des Amazonas erreicht, fand aber an dem Vereinigungspunkt beider Flüsse weder das Goldland, noch auch die notwendigsten Lebensmittel. Was sollte geschehen? Den Napo wieder hinaufzufahren, war so gut wie unmöglich. Zu Fuße die Strecke zurückzulegen, davor schredten Orellanas Gefährten zurück. So wußte er ihnen mit leichter Mühe seinen ehrgeizigen, aber gewissenlosen Plan einschleudern zu machen, nicht an der erreichten Stelle auf Pizarros Kolonne zu warten, sondern diese ihrem Schicksal zu überlassen und den Strom weiter hinabzufahren bis zur Mündung, um unterwegs irgendwo El Dorado zu entdecken, das doch nicht mehr weit sein konnte, und dann zur See nach Spanien zurückzukehren. Der tollkühne Plan fand allgemeinen Beifall, nur Vargas wollte von der Treulosigkeit gegen die in der Wildnis zurückgebliebenen Kameraden nichts wissen und wurde dafür selbst ohne weiteres ans Ufer gejagt.

Die übrigen traten dann die abenteuerliche Fahrt an, auf der sie bis zum Atlantischen Ocean eine Strecke von ungefähr 3500 Kilometern zurücklegten. Ihre Erlebnisse im einzelnen während dieser Obdyssee zu schildern, würde zu weit führen: aus tausend Räten und Gefahren, die ihnen aus den natürlichen Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem gänzlich unbekanntem Tiefenstrom, aus den häufigen Angriffen der Eingeborenen und aus der drückenden Sorge um Nahrung erwachsen, kamen sie immer wieder glücklich heraus. Nur eine Einzelheit sei aus Orellanas Bericht herausgehoben. Am 22. Juni 1541 langten die Spanier in einem Lande an, wo sie wieder heftige Kämpfe mit den Uferbewohnern zu bestehen hatten. Doran nahmen — angeblich als Anführerinnen — zwölf bewaffnete Frauen teil, von denen etliche getötet wurden. Wenn man Orellana Glauben schenken wollte, hätten diese kriegerischen Weiber zu dem Weiberstaate der Coniapharas gehört, der sich benachbarte Völkerschaften unterthanig gemacht hätte, und in dem es keine Männer gäbe. Dieser Staat von Amazonen

hat zweifellos niemals existiert, außer in der Phantase des Orellana, aber der Amazonasstrom hat daher seinen Namen erhalten.

Nach achtmonatlicher Fahrt erreichten die Spanier am 26. August 1541 den atlantischen Ocean, am 11. September die Insel Cubagua und vollbrachten dann ohne weitere Fährlichkeit die Reise nach Spanien. Kaiser Karl V. war von Orellanas Bericht, der El Dorado in die Nachbarschaft des Amazonas setzte, höchlich erbaut, zumal das ansehnliche Quantum von Gold und Edelsteinen, das Orellana mitgebracht hatte, seine Angaben unterstützte. Er erhielt also die Statthaltertschaft von Neu-Andalusien, wie Karl V. Orellanas Entdeckungen benannte. 1544 trat er mit einer stattlichen Expedition die Ausreise von Spanien an, um das ihm übertragene Land zu erobern, vor allem nach El Dorado vorzubringen. Aber das Unternehmen schlug fehl, und Orellana starb vor Nummer 1550 in der Nähe der Mündung des Amazonasstroms. So hat er es zwar nicht zu dem Erfolg gebracht, ein eignes Kolonialreich zu begründen, wie die Cortez und Pizarro, mit denen er moralisch auf einer Höhe steht, aber es bleibt ihm der Ruhm, der erste gewesen zu sein, der Südamerika durchquert hat. —

y.

Kleines Feuilleton.

— **Europäisches Sklaveneben.** Der „Köln. Volksztg.“ wird aus Rom geschrieben: „Die römische Campagna hat bekanntlich keine Dörfer, sondern nur zerstreute einzelne Häuser, sogenannte Tenute, die den Mittelpunkt für die Landwirtschaft auf den Ländereien rings umher bilden. Die Angestellten der Tenute sind die einzigen ständigen Bewohner der Campagna, die übrige Bevölkerung ist eine wechselnde. Denn wenn der Hochsommer kommt, verlassen Bauern, Hirten und Schaferden das glühend heiße Land, um in den Bergen Frische und Kühlung aufzusuchen, dann werden auch die Feldarbeiter entlassen, und kehren heim in ihre Dörfer, von wo sie oder andre auf St. Michaelistag wieder herabsteigen in ihr Arbeitsfeld. Die weiten Ländereien der römischen Campagna sind Eigentum der römischen Fürsten, oder auch von Stiften, wie z. B. das vom h. Geiste, andre gehören dem Domkapitel von St. Peter an. Doch alle diese beschäftigen sich nicht mit der Bebauung derselben, sondern vermieten diese Grundstücke auf viele Jahre an die Mercanti di Campagna, angesehenen Leute, deren Beruf die Landwirtschaft im großen ist. Zwar wohnt der Mercante di Campagna meist in der Stadt, draußen auf den einzelnen Gehöften hat er seinen Vertreter, dem wiederum die Vorsteher der einzelnen Teile der Landwirtschaft unterstehen, nämlich jener der Ackerbauwirtschaft, der einerseits über eine Reihe von Caporali (Arbeitsaufsicher) verfügt, ferner der Vorsteher der Großvieh-Heerden (Ochsen, Kühe, Büffel) und der Vorsteher der Schaferden.

Weder der Mercante di Campagna noch der Vorsteher kümmern sich um die Anwerbung der Feldarbeiter, sondern verlassen diese gänzlich den Caporal. Im Hochsommer reisen letztere in die Dörfer ihrer Region, wo sie gewohnt sind, ihre Arbeiter anzuwerben, und schließen die Verträge ab mit den Leuten, oft mit ganzen Familien, welche dann im Herbst die Arbeit antreten. Die Grundtage bei einem solchen Pakt für den Arbeitstag eines Mannes beträgt eine Lira (80 Pfennig), für den einer Frau eine halbe Lira (40 Pfennig), bei Kindern eine viertel Lira (20 Pfennig), wobei ihnen aber noch zehn Prozent für den Caporal abgezogen wird. Hingegen wird ihnen freie Wohnung zugesichert. Welcher Art diese Wohnung ist, wird noch gezeigt werden. Kommt dann der Herbst und haben die armen Leute ihr bißchen Mais oder Wein in der Heimat geerntet, so ziehen sie zu Fuß herab in die Campagna. Die Lage dieser Arbeiter macht weder der Regierung noch den Pächtern besondere Ehre. Die den Leuten garantierten freien Wohnungen bestehen aus großen Strohhütten, in denen je zwanzig Familien, wie die Schafe eingepfercht, hausen. Der Raum ist durch ungefähr anderthalb Meter hohe Wände aus Reisig geflecht in ebenso viele Abteilungen geteilt, wie Familien vorhanden sind. Die einzelnen unverheirateten Arbeiter erhalten zu je fünf einen dieser Pferde. Hier wird auf der Maisstreu geschlafen, gelocht und gegessen. Da die Hütte (Capanna) außer der Thüre keine Oeffnungen hat, so kann der Rauch all dieser Feuerstellen nur durch diese aus dem dicken halb dunkeln Raum sich seinen Abzug suchen. Die Fenersache für diese Hütten ist deshalb sehr groß und fast jeden Augenblick geben solche Strohcapanen in Flammen auf. Das Leben der Leute ist in materieller Beziehung das denkbar ärmlichste. Von obenerwähnten Lohnsätzen wollen die Leute noch Erparnisse nach der Heimat mitnehmen; dann sind sie vertragsmäßig gezwungen, alle Lebensmittel bei dem Caporal zu kaufen, der un Nebenamt Handelsmann für alles ist. Dieser sucht nichts anderes als sein Interesse und verkauft dem Arbeiter schlechte, halbverdorrene Ware für verhältnismäßig hohe Preise. . .“

Theater.

Lessing-Theater. „Die lieben Feinde.“ Lustspiel in drei Akten von Hugo Lubliner. — Moser, Schönlhan und die Firma Blumenthal-Kadelburg sind ganz gewiß Leute, die bei ihrer Lustspielfabrikation von keinerlei künstlerischen Strapazen und Zweifeln geplagt werden, und die Kritik ist dieserhalb böse genug

mit ihnen umgesprungen. Wer Angesicht in Angesicht mit dem Lubliner Lustspiel nehmen sich Sachen wie das „Weiße Möhl“, wie „Hans Hudelein“ usw. noch förmlich imposant aus. Da gab es trotz reichlicher Trivialität doch noch einen Haufen Einfälle, die nicht so ohne weiteres jedermanns Einfälle hätten sein können, eine bewegliche Geschicklichkeit der Erfindung, die, wenn auch nichts andres, so doch jedenfalls in lustiger Weise zu verlässigen verstand. Lubliner hat sich solche extraordinären Luftern hausbatterisch erspart. In allen Unmöglichkeiten, die vom Anfang bis zum Niedergang des Vorhangs an einem vorbeiziehen, nirgends das Aufstören einer frei spielenden, überraschenden Laune, überall nur die peinlichen Bemühungen höchster kalkulierender Berechnung!

Dafür genießt man aber die Ehre, in die hohen und höchsten Kreise respektvoll eingeführt zu werden. Im letzten Akt tritt seine Hoheit, der Fürst selbst, auf, kein drolliger Cerevissimus mit wackelndem Kopfe, sondern ein echter Fürst, im edelsten Gartenlaubstil: jung, stattlich, ritterlich, ein Durchschauer schwarzer Intrigen und gerechter Schlichter der Streitigkeiten, ein Jüngling, dessen Anblick alle Mädchenherzen höher schlagen lassen muß. Es ist durch sein huldreiches Eingreifen geschehen, daß ein ehrwürdig lokaler Regierungsrat von tugendsamstem Fleiße, der durch Rabalen — man denke sich das Unglück! — fast aus der Stellung verdrängt worden wäre, zum Wohl des Landes seinem Amte erhalten bleibt, ja sogar noch einen neuen, zuliebehaltenen Posten in der Domänenverwaltung hinzuerhält. Hoheit, wie gesagt, ist tadellos. Um so schwarzer stehen gegen seine Lichtgestalt die argen höfischen Rabalenmacher, die „lieben Feinde“ des tugend samen Regierungsrates ab, deren finstere Anschläge, wie man am Schluß mit innerer Genehmigung wahrnimmt, auf das Haupt der Schuldigen zurückfallen.

Die Intrigue, durch welche die poetische Gerechtigkeit zu ihrem Ziele kommt, steht auf derselben geistigen Höhe, wie diese Gerechtigkeit selbst. Der tugend same Regierungsrat erfährt bei der Verlobung seiner Tochter mit dem Adjutanten des Fürsten, voll Empörung, daß man seine langjährige stille Mitarbeit an den Gesehenswürfen vor Hoheit systematisch verborgen habe, daß sich fremde Leute mit seinen Federn vor Hoheit schmückten. Und als er nun endlich zu einer Gesellschast zugezogen ward, da läßt er sich von einem dieser Herren, die er in sicherem Verdacht hat, zum Ueberflus noch dazu anklagen, der alten einflussreichen Oberhofmeisterin, die keinem ihrer Gäste mehr als drei Worte gönnt, mit stockeineriger Galanterie seine Beschwerden ausführlich vorzutragen. Aber diese Attacke, die jedem Andern bei Hof den Hals gebrochen hätte, schlägt ihm zum Heile aus. Nämlich auch die Oberhofmeisterin ist im Besiz eines weiblichen Herzens; sie hat einen gewissen Ball, auf dem vor vierzig Jahren der spätere Herr Regierungsrat als feuriger Tänzer ihr huldigte, in tren sentimentaler Erinnerung behalten. Und so wird es dem alten Herrn nicht schwer, die alte Dame zu einem Blanderständchen zu bringen und ihre Fürsprache beim Fürsten zu gewinnen. Noch mehr, seine gebückte Servilität ist ihr ärgerlich und mit der guten Mahnung, gegen die lieben Feinde etwas energischer aufzutreten, entläßt sie ihn. Sie ist die einzige Figur, die hier und dort, in einzelnen Worten wenigstens, ein Stückchen Psychologie verrät. So bereitet sich denn alles zum guten Ende vor und der Regierungsrat kann in dem dritten Akte über seine Wideriacker glorreich triumphieren. Um einige Abwechslung in das dürftig zusammengeknäute Intrigenspiel zu bringen, läuft außerdem ein würdeloses Künstler-Ehepaar in dem Stücke herum, dessen weiblicher Teil im geheimen politische Notizen sowie auch anonyme Kunstkritiken über die Bildhauerarbeiten des männlichen Teils verkauft, kritiken, die, um Bekanthe für den Mann zu machen, ihn herunterreißen. Das Zeitungshonorar soll dann zugleich die Wirtschaftskasse füllen helfen. Zum Schluß: Entdeckung, Groß des Gallen und Versöhnung, alles mit den ältesten und bewährtesten Hausmitteln der Tradition ins Werk gesetzt!

Soweit es möglich war, wurde die Kernlichkeit des Inhalts durch ein ausgezeichnetes Spiel gemildert. Die ersten Kräfte des Lessing-Theaters mühten sich opfervoll, Leben in die toten Scenen hineinzubringen. Den größten Erfolg dabei hatte Margarethe Albrecht, welche den Uebergang von überceremoniöser Steifheit zur diskreten Sentimentalität in der Figur der alten Oberhofmeisterin mit seinem, liebenswürdigem Humor zum Ausdruck brachte. Hoffentlich ist es die Aufführung und nicht die Komödie gewesen, auf deren Conto der laute Beifall bei den Altchläffen zu setzen war. — dt.

Musik.

Soweit Musik wie jede Kunst ein Ausdruck von Geistigem ist, soweit werden ihre Schöpfungen auch spüren lassen, welches die Grundzüge des Verhältnisses sind, das der Komponist zu seiner Welt einnimmt. Dem zufriedenen, hingebenden, teils eleganten und teils gemüthlichen Zug, der dem musikalischen Schaffen vor Beethoven großenteils eigen war, steht bei diesem ein ausgesprochener Stim für das unwillige Grübeln über menschliches Schicksal für das Hinabsteigen in geheimnisvolle Gefühlstiefen, für den Kampf mit den Härten des persönlichen Daseins gegenüber. Wie behäbig ergeht sich hinwider ein Spöhr in den Weiten der Weltfreude; und wie weit entfernen sich schließlich manche Tonkünstler der letzten Zeit mit ihrem Interesse für kompositionstechnische Leistungen von dem Verkünden eines derartigen Verhältnisses zu ihrer Welt! Wenn in

einem Konzert eines der letzten Streichquartette Beethovens, dann Vierder von Spöhr und endlich ein Klarinettenquintett (op. 115) von Brahms an die Reihe kommen, so liegt die Gefahr nahe, daß die Ausführenden eben nicht allen dabei vertretenen Gemütsrichtungen der Komponisten gerecht werden. Professor Waldemar Meyer und seine Quartettgenossen sind künstlerisch-routinierte Spieler mit einem ausgesprochenen Zug zur feinen Filigranarbeit, zum Weichen, selbst Sätzen. Was in Beethovens großem B-dur-Quartett op. 180 dem entspricht, gelang jenen Spielern in dem neulichen Konzert ihres beliebten populären Cylus vorzüglich; wo es dagegen das Charakteristisch Markante, das eigenjinnig Harte gilt, dort reicht eben ein Können nicht mehr ganz zu, das im Geschmeidigen, im Abschleifen von Eden vornehmlich groß ist. Herr Kammervirtuos Oskar Schubert ließ uns in jenen Liedern für Sopran, Klarinette und Klavier nicht nur wieder einmal hören, welche Mannigfaltigkeit der Tonsprache in diesem Instrument liegt, sondern auch speziell einen Fall erkennen, in welchem die Zuziehung einer solchen Stimme zur Gesangsstimme nicht nur als ein beliebigs Spiel erscheint. Frau Marie Wland-Peters bewährte sich in diesen Gesängen so, wie wir sie bereits kennen: für derartiges gut; nur produziert sie ihre guten Töne nicht mit der Leichtigkeit, die ein lebenslanges ungetrübtes Vorhalten der Stimme verbürgen würde. — Gleichzeitig mit jenem Konzert spielte ein sehr junger Komponist, Arthur Schuabel, ein eigenes Klavier-Konzert d-moll in vier Sätzen, unterstützt vom philharmonischen Orchester. Ich konnte mir nur berichten lassen, daß das geladene Publikum von Fachleuten dem Konzertgeber mit lebhaftem Beifall dankte, und daß die Komposition in ganzen einen einheitlichen, eigenartigen, man mal etwas gesuchten, jedenfalls aber mehr künstlerischen als virtuosenhaften Eindruck machte.

Vor wenigen Tagen starb ein Mann, der im Berliner Musikleben viel galt, ohne daß sein verdienstliches Wirken in größere Kreise stark eingegriffen hätte, einer der ehemaligen Direktoren der Singakademie und, wie alle diese, ein Vorkämpfer von vielgerühmten Kompositionen, zumal vokaler Art: Martin Blumner (geb. 1827). Reich an offiziellen Ehren, zuletzt lange krank, hat er bereits seit einiger Zeit sein Direktorat an Georg Schumann abgegeben und hinterläßt insofern keine Lücke. Möglich, daß die von ihm gepflegten Formen der Vokalmusik (Oratorium, Cantate usw.), noch einmal aus ihrer heutigen Inferiorität befreit werden, und daß dann für Komponisten dieser Art die Zeit der Würdigung kommt, falls sie eben über ihre Mitwelt hinaus zu schaffen verstanden. —

sz,

Notizen.

— Erich Schlaikjer hat unter dem Titel „Berliner Kämpfe“ eine Sammlung literarischer Aufsätze im Buchverlag der „Globe“ erscheinen lassen. Preis des Buches 2 M. — c. Von Marie Corellis Roman „Master Christian“, der vor fünfzehn Monaten bei Messrs, Methuen in London erschien, sind in England 180 000, in Amerika 100 000 Exemplare verkauft worden. —

— Hans Schreibers Sittenstudien „Nichts für Vadsfische“ sind von der Censur in Oestreich verboten worden. —

— Gerhart Hauptmanns neue Tragikomödie „Der rote Hahn“ wird nun endgültig am 27. November im „Deutschen Theater“ in Scene gehen. —

— Aune Judic, die Schöpferin des Cabaret-Genres, wird am Donnerstag ihr dreimaliges Gastspiel in „Schall und Rauch“ beginnen. —

— Das „Jung-Wiener Theater zum lieben Augustin“ hat mit seiner Eröffnungs-Vorstellung im Theater an der Wien keinen Erfolg gehabt. —

— Die neue Ausstellung der Berliner Seceßion die den „zeichnenden Künsten“ gewidmet sein soll, wird am 1. Dezember eröffnet werden. Es werden nur deutsche Künstler vertreten sein. Besondere Beachtung werden Sammlungen von Ludwig v. Hofmann, Max Liebermann und Ludwig Klinger (Handzeichnungen und Radierungen) finden. —

— Der Maler Max Liebovt siedelt von München nach Berlin über. —

— Auf der VII. Internationalen Kunst-Ausstellung zu München (1901) wurden Kunstwerke im Gesamtwerthe von 750 000 M. verkauft; Eintrittsarten wurden für 150 000 M. ausgegeben. —

t. Der höchste Berg Afrikas ist nach den Mittheilungen, die Harry Johnston in voriger Woche vor der Londoner Geographischen Gesellschaft machte, nicht, wie bisher angenommen wurde, der Kilimandscharo, sondern der Ruwenzori, der an der Grenze von Uganda zwischen dem Albert- und dem Albert Eduard-See wenig nördlich vom Aequator gelegen ist und das Thal des Simliff überragt. Johnston erreichte nach einem sehr anstrengenden Aufstieg seinen höchsten Punkt an den Gehängen der Schneefette in 4440 Metern, und über diesem Standpunkt schien der Gipfel noch etwa 1800 Meter in den dunkelblauen Himmel emporzusteigen, so daß die gesammte Höhe des Berges auf etwa 6250 Meter veranschlagt werden mußte. Ewiger Schnee lag bis zu einer Höhe von 3900 Metern. —